

NZZ-Podium «Was will die Frau? – Ortsbestimmungen der Gegenwart 27. November 2014, Schauspielhaus Zürich

Die Versuchskaninchen der Emanzipation

Von Nicole Althaus

Ich habe mit der Emanzipation gespielt, lange bevor ich wusste, was das überhaupt war. Am Boden. Mit Playmobilfiguren. Die Plastikmenschlein, die in den siebziger Jahren die Kinderzimmer dieser Welt eroberten, verkörpern das, wovon meine Generation träumte: Ob blond oder dunkel-, ob lang- oder kurzhaarig, ob in Rock oder mit Hose - die kleinen Fraumännchen waren austauschbar und für jede Rolle offen. Den kurzhaarigen Männchen konnte man den Kinderwagen in die Hände drücken, die bezopften Frauen ans Steuerrad des Piratenschiffs stellen. Warum sollte das im richtigen Leben anders sein?

"Mädchen sind auch wer" jedenfalls lautete die Botschaft, mit der meine Generation zu Hause und in der Schule imprägniert wurde. Als wir in den Siebzigern eingeschult wurden, durften unserer Mütter zum ersten Mal an die Urne. Die beliebteste Familiensendung des Schweizer Fernsehens hatte zwar noch ein männliches Maskottchen, den Teleboy, aber schon zwei Jahre nach meinem Eintritt ins Fernsehalter wackelte das Girl dazu vergnüglich über den Bildschirm und läutete den Samstagabend ein. Wenn wir Mädchen die Stufen des Terrassenbaus aus Sichtbeton erklommen und unsere Theks neben dem Pult abstellten, waren wir voller Zuversicht und Zukunftsglauben. Noch regierte zwar die alte Schule weiblicher Zurichtung - die Lehrerin war „das Fräulein Meier“, und wenn das Fräulein Meier weggeheiratet wurde, rückte ein Fräulein Müller nach. In den Schulbüchern wimmelte es von mutigen Polizisten, Lokführern, Bauarbeitern, Bankern und von unbrembar emsigen Müttern. Aber uns betraf das nicht, wir würden alles, aber sicher das Frausein einmal anders angehen. Meine Generation begann das Zeitalter der Alpha-Mädchen, lange bevor der Begriff erfunden wurde: Wir gehörten zu den letzten Mädchen in Schweizer Schulen, die noch stricken und flicken mussten, während die Buben geometrisch zeichneten, und zu den ersten, die nach der Revision des Lehrplans in den Siebzigern gemeinsam mit den Buben „werken“ durften. Als der Gleichstellungssartikel 1981 tatsächlich bis in die Schweizer Bundesverfassung vordrang, spürten die pubertierenden Mädchen die Konsequenzen: Wir kochten in der Hauswirtschaftsschule das Süppchen nicht mehr allein. Das prägte. Und hatte Konsequenzen.

Als wir aus dem Elternhaus aus- und in einer Wohngemeinschaft einzogen, bauten wir den Haushalt zum partnerschaftlichen Kleinstunternehmen um, in dem die Männer sich fürs Pinkeln hinsetzten und die Frauen nach dem Essen nicht mehr reflexartig aufstanden, um das Geschirr wegzuräumen. Die Geschlechterdifferenz war keine Alltagserfahrung mehr, sondern eine intellektuelle Übung in Empörungsbereitschaft, die wir mit einem Glas Wein in der Hand trotz apolitischen Hedonismus pflegten.

Lohnungleichheit war selbstverständlich eine Schweinerei, aber keine, die wir am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten. Chauvinismus kannten wir als anzügliche Bemerkungen oder Blicke. Aber im Grunde bestand der erlebbare Nachteil für unser Geschlecht nur noch in der Tatsache, dass sich vor den Frauentoiletten immer Schlangen bildeten.

Wie hat man uns doch eingebläut: Gute Mädchen kommen in den Himmel. Böse überall hin. Also waren wir ein bisschen böse und kamen tatsächlich überall hin: In die teuren Bars, auf interessante Posten in den Glaspalästen der Wirtschaft. Wir studierten und arbeiteten, wir verdienten Geld und Titel, wir schliefen wo und mit wem wir wollten, wir lebten wie die gleichaltrigen Männer. Keine Generation Frauen zuvor konnte das von sich behaupten. Alles sah ganz danach aus, als könnten wir auf Manolo-Blahnik-Stiletto elegant und lässig den Weg abschreiten, den unsere Grossmütter und Mütter in Latzhosen und gröberem Schuhwerk für uns vorgetrampelt hatten. Doch dann lagen wir im Kreissaal und als wir ihn verliessen, glich unser Alltag plötzlich dem unserer Grossmütter und nicht mehr dem unserer Partner.

Dass wir nicht mit anderen Umständen gerechnet haben, merkten wir erst als wir drinsteckten. Als Mutter standen wir plötzlich im Abseits. Von nun an mussten wir unser gewohntes Leben verteidigen. Und zwar an allen Fronten gleichzeitig.

Das waren wir uns nicht gewohnt. Denn Revoluzzer waren wir wahrlich keine. Wir haben zwar dieselben Forderungen wie unzählige Frauengenerationen vor uns: ein Recht auf Freiheit, auf Bildung und Erwerbstätigkeit, auf gleiche Chancen. Aber wir haben nie dafür kämpfen müssen. Die Mauern haben andere für uns niedergerissen. Wir mussten nur noch aufräumen. Und das tun wir bis heute. Das bedeutet nichts weniger als: Wir haben die Emanzipation ausprobiert. Wir sind die Versuchskaninchen der grössten sozialen Revolution des letzten Jahrhunderts. Meine Generation versucht aus dem aufgeladenen Begriff der Gleichstellung irgendeinen praktikablen Alltag zu basteln. Das braucht vielleicht weniger Mut. Aber sehr viel Durchhaltewille.

Sicher, wir hatten alles durchdiskutiert damals, auf unseren Brockenhaus-Stühlen in den Wohngemeinschaften. Wir hatten genau ausgetüftelt, wie wir der Mutterfalle entgehen würden: Ausbildung, Berufserfahrung, Stillpause, Karriere, wenn nötig in Teilzeit. Theoretisch war das alles kompatibel. In der Praxis aber standen wir plötzlich ähnlich hilflos da wie beim Versuch, eine Apple-Datei auf einem PC zu öffnen. Wir hatten nur an den Inhalt der Dateien gedacht, dabei waren die Systeme unvereinbar. Ehrgeiz und Selbstverwirklichung waren nicht systemkonform mit der Idee der perfekten Mutter. Die Gleichberechtigung war uns auf dem Silbertablett serviert worden, nun mussten wir als Mütter schauen, dass wir sie nicht als leeres Versprechen durch die Wohnung trugen. Kurz: Wir hatten nie ernsthaft kämpfen müssen, doch jetzt, wo wir ahnten, dass noch lange nicht alles erreicht war, verbrauchten wir all unsere Energie im Spagat zwischen Mutterschaft und Selbstbestimmung.

Darauf waren wir nicht vorbereitet. Auch nicht von den Feministinnen. Sie hatten einen grossen Bogen gemacht um das leidige Thema Mutterschaft. Der Feminismus hatte den Bauch der Frau entweder konsequent ignoriert oder zum Manifest erhoben. Er hat eloquent die Abtreibung verteidigt und die Frau von der Mutterschaft als Schicksal befreit. Aber er ist an der Frage gescheitert, wie man emanzipiert Kinder bekommt. Die Feministinnen hatten nie in Betracht gezogen, dass das Problem Mutterschaft sich nicht damit erledigt, es nicht als Schicksal hinzunehmen. In Wahrheit ist Mutter zu sein für die Mehrheit der Frauen ein Bedürfnis. Aber bloss eines unter vielen. Und nur ein Lebensabschnitt, sogar ein relativ kurzer. Aber einer, der dann zum Problem wird, wenn er die Frau wieder in eine Einheitsbiographie zwingt.

Die derzeitige Konjunktur des Feminismus hat deshalb weniger mit der Rückbesinnung auf sein Gedankengut zu tun, als vielmehr mit dem, was die sonst erfolgreiche soziale Bewegung nicht zu Ende gedacht hat: Dass Frauen mit Uterus und Hirn geboren werden und viele beides zu gebrauchen wünschen. In dieser Leerstelle irren die Frauen meiner Generation umher. Sie ist schuld, dass so viele Akademikerinnen keine Kinder haben. Und so viele Mütter keine Laufbahn. Diese Leerstelle gilt es zu füllen, wenn die Wirtschaft mehr Mütter rekrutieren will. Denn die Emanzipation hat zwar ein neues Frauenbild hervorgebracht aber kein neues Mutterbild. Die Mutter trägt noch immer die Hauptkosten für den Nachwuchs. Solange sich das nicht ändert, wird sich weder die Gebärfreude noch der Karrierehunger der nachrückenden Generation von Frauen ankurbeln lassen.

FRAUENWELTEN

Von Hannelore Schlaffer

Es gibt junge Männer, und es gibt alte Männer. Junge Männer wollen alte Männer werden, wollen deren Ruhm, Rang, Reichtum erwerben. Dies ist das Modell, nach dem das männliche Leben seit Jahrtausenden abläuft. Es gibt junge Frauen, und es gibt alte Frauen. Junge Frauen wollen eines auf keinen Fall werden: alte Frauen. Auch das ist immer schon so gewesen und hat seinen Grund darin, dass bis zum heutigen Tag die weibliche Existenz vor allem von der biologischen Anlage, speziell von deren sexuellen Bedingungen, wie Erscheinung und Fruchtbarkeit, her definiert ist.

Heute aber kommt zu der Trennung zwischen jungen und alten Frauen eine neue hinzu. Im Unterschied nämlich zum männlichen Lebensentwurf hat der weibliche seit zweihundert Jahren eine Geschichte: die der Emanzipation. Mit ihr vollzog sich und vollzieht sich noch immer ein Wandel des weiblichen Daseins und der Bestimmung dessen, was eine Frau zu sein, zu denken, zu tun habe. Diese Umorientierung, wengleich sie friedlich verläuft, kommt den sozialen Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts an Bedeutung gleich. Zwischen jungen und alten Frauen, zwischen den Frauen von heute und den Frauen von gestern ist erneut eine Grenze gezogen, die nicht mehr auf dem Unterschied biologischer Voraussetzungen beruht, sondern auf sozial unterschiedlichen Chancen. Zwischen den Generationen der Frauen von heute ist eine Trennung entstanden, die aber nicht mehr die begehrten Junge von der reizlosen Alten unterscheidet, sondern eine Chancenungleichheit bedeutet, indem nun die junge Berufstätige, Ehrgeizige, Liberale der Hausfrau und Mutter gegenübersteht.

Ältere Frauen, wengleich von der Geschichte benachteiligt, müssen in ihrer Jugend nicht unaufgeklärt gewesen sein. Die Frauen, die vor fünfzig Jahren für die Emanzipation eintraten und nun Seniorinnen sind, müssen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, den Erfolg ihrer politischen Anstrengung jungen Frauen überlassen. Ihnen selbst hat die Gesellschaft noch nicht gewährt, was sie damals forderten. Der Großteil der alten Frauen von heute lebt, obgleich an der Emanzipation beteiligt, noch immer im Zustand vor der Emanzipation: sie altern in unzeitgemäßer Unemanzipiertheit. Ihre Funktion beschränkt sich auf soziale Dienste und kulturelle Auftritte. Der historische Abstand zwischen emanzipierter junger und an der Emanzipation vorbei gealterter Frau zeigt sich deutlich im Verhältnis Mutter-Tochter. Der letzte Akt der Emanzipation der fortschrittlich gesinnten, aber nicht durch einen Beruf emanzipierten Mutter ist es, alles für die Emanzipation der Tochter zu tun. Da zu dieser Emanzipation heute vor allem das elegante Management von Ehe, Kind und Beruf gehört, tritt die Mutter in dieses Unternehmen als Hilfskraft ein, entlastet die Tochter im Haushalt und macht den Babysitter. Sie selbst holt ein Restchen Emanzipation nach durch die eifrige Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen, erweitert ihre Bildung - die die Tochter in Schule und Universität wie selbstverständlich mitnimmt und nun für einen Beruf nutzt -, indem sie Vorlesungen, Theater, Museen besucht, also wieder zur Schülerin wird.

Die beiden Frauentypen von heute, die Älteren, die sich emanzipieren wollten, und die Jüngeren, die emanzipiert sind, repräsentieren zwei Epochen der Frauenbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg. Die erste hatte ihren spektakulären Auftritt in der Studentenbewegung, in der zweiten befinden wir uns mitten drin. Die erste Phase ist die der Polemik, des Kampfes, der hartnäckigen Behauptung der Idee einer politischen und ökonomischen Gleichberechtigung der Frau und der Gleichheit beider Geschlechter. Dies Gefecht endete erfolgreich. Dem Aufstand folgt, und damit sind wir in der Gegenwart, die Epoche der Organisation. Früher sagten Frauen: „wir müssen uns

emanzipieren“, heute sagen sie: „emanzipiert sind wir schon“ und fordern von ihren einstigen Kontrahenten: „nun seht, wie ihr damit zurecht kommt.“ Der Aufstand war getragen von jungen Leuten, Studenten und Studentinnen meist, die Organisation liegt in die Hand des Staates.

Mit einem neuen Frauenbild und den daraus entspringenden Rechten und Ansprüchen zurechtzukommen, die Zustimmung zur Befreiung der Frau durch die Einrichtung von Institutionen zu bestätigen, ist gegenwärtig eine der wichtigen gesellschaftlichen Probleme und eine vorrangige Aufgabe der Politik, spezifisch der Familienpolitik. Emanzipation ist zum Ziel der Politik geworden, ihretwegen bedarf es keines Aufbegehrens mehr.

Der Übergang von der aufständischen zur organisatorischen Phase der Frauenbewegung war nur möglich, weil sich, nach all der Unsicherheit und der Suche nach einer Definition dessen, was denn nun die Frau unter den neuen Bedingungen sei, ein konservatives Frauenbild etablierte, das der Mutter. Diese Antwort war von den Achtundsechziger nicht vorgesehen; sie unterschieden zwischen Emanzipation und Feminismus. Die Frau, die sich emanzipieren wollte, wollte werden wie ein Mann, sie wollte von keiner biologischen und natürlichen Voraussetzung mehr abhängig sein. Keine Kinder zu haben, gehörte zu diesem am männlichen Leitbild orientierten Lebensentwurf. Es ging um die Freiheit der Person und eines Intellekts, der über alle biologische Voraussetzung erhaben war.

Schon in den Sechzigern traten gegen dieses Frauenbild die Feministinnen an; sie brachten die Natur der Frau wieder ins Spiel und forderten, dass auch die biologische Ausstattung als Teil ihrer Freiheit zu gelten habe. Schon damals also gab es zwei Parteien: die „Emanzen“ und die Feministinnen; die einen waren kinderlos, die anderen trugen ihre Mutterschaft zur Schau und das Kind vor dem Bauch und säugten es in aller Öffentlichkeit. Dieses Frauenbild orientierte sich nicht mehr am männlichen Geist, sondern wieder und wie schon seit Jahrtausenden an der Biologie.

Damit mündete der weibliche Kampf um Gleichberechtigung in ein staatlich akzeptables Fahrwasser. Seit der Zeitenwende, seit dem römischen Kaiser Augustus, gilt die Mutter als eine staatstragende Person. Augustus etwa erhob seine Kaiserin mit ihren beiden Söhnen auf der Ara Pacis zu Vorbildern seines Friedensreiches. Diese Rolle ist der Mutter in allen staatlichen Systemen, in guten wie schlechten, geblieben, und so muss ihr der Staat auch heute, gerade weil dies Bild durch die jüngste Geschichte, problematisch geworden ist, eine besondere Aufmerksamkeit entgegen bringen.

Um die Jahrtausendwende gab es in der FAZ eine Serie von Artikeln, die sich gegen die Intellektuelle wandten, die berufstätig sei, keine Kinder und nichts als Beruf, Erfolg, Geld im Sinn habe, also politisch verantwortungslos sei. Mit dieser Serie hatte die Zeitung Erfolg, die Intellektuelle wurde bekehrt. Heute gehört es zum Stolz einer berufstätigen Frau, Kinder zu haben und deren Management mit Souveränität zu handhaben. Die berufstätige Mutter überbietet auf diese Weise sogar den nur auf den Beruf konzentrierten Mann.

Das Recht auf Berufstätigkeit wird heute kaum einer mehr Frau abgesprochen. Das politisch präsente Thema ist die Diskussion über den Status der berufstätigen Frau. Dabei geht es sich nicht eigentlich um ihre Emanzipation, sondern um deren Folgen, vor allem um Erziehungsfragen, die Sorge um das Glück und die günstigste Entwicklung des Kindes. Im Mittelpunkt der Diskussion steht eher das Kind als die Mutter. Diese Fragen sind inzwischen die wesentlichen, weil wählerwirksamen der Politik. Der Staat hat Vollendung der Emanzipation zu seiner Aufgabe gemacht, er übernimmt sie sie als Problem von einer aufgeklärten Gesellschaft, die an der Organisation dieses neuen Lebensentwurfs arbeitet.

